

Karl-Wilhelm Weeber

# Neues über die alten Römer

Von **A** wie  
Aftershave bis  
**Z** wie Zocker



THEISS



**Karl-Wilhelm Weeber**

# Neues über die alten Römer

**Von A wie Aftershave  
bis Z wie Zucker**

Mit Zeichnungen von  
Ferdinand Wedler



**THEISS**



Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

Der Theiss Verlag ist ein Imprint der WBG.

© 2015 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt  
Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.

Lektorat: Kristine Althöhn, Mainz

Gestaltung und Satz: Anja Harms, Oberursel

Einbandabbildung: Ferdinand Wedler

Einbandgestaltung: Jutta Schneider, Frankfurt a. M.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: [www.wbg-wissenverbindet.de](http://www.wbg-wissenverbindet.de)

ISBN 978-3-8062-2841-0

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:

eBook (PDF): 978-3-8062-3178-6

eBook (epub): 978-3-8062-3179-3

## Inhalt

Einleitung	8
///	
Aftershave	10
Altersarmut	12
Angeber	18
Ausziehen, ausziehen!	21
///	
Behörden der Stadt Rom	24
Beifallklatscher	27
Bürgerservice in Rom	33
///	
Demonstration	37
Deodorant	45
Drogen	49
///	
Eselsmilch	53
Extremsport	54
///	
Falschgeld	58
Familienessen	59
Fanartikel	62
Farbe	66
Fasten	68
Fluchtafel	70
Folter	73
///	
Gefängnis	77
Gerichtsshow	79
Gewalt gegen Kinder	85
Gift	90
Gladiatoren – Die Top Acht	97
Großstadtprobleme	105

120	Hahaha
130	Henker
132	Hexe
135	Hinrichtungsarten
	///
138	Intimrasur
	///
143	Jugend von heute
149	Jugendclub
151	Jugendgang
	///
155	Kaugummi
156	Kinderarbeit
161	Kulturgeschichte in Zahlen
	///
174	Mitsitzer
179	Müllabfuhr
182	Multikulti
	///
191	Nachtleben
200	Nacktbaden
203	Namensgebung
206	Naturkatastrophen
	///
212	Pisspott
	///
214	Rekorde
	///
218	Sauna
221	Schauspieler(innen) – Die Top Ten
227	Scherbenberg
228	Schönheitsideal
232	Schulangst

Sechzigjährige von der Brücke!	237
Selbsthilfe und Selbstjustiz	240
Siebenhügelstadt Rom	243
Sonnenbad	246
Souvenir	249
Spaßmacher	251
Staatsanwalt	253
Studentenunruhen	256
///	
Tattoo	261
Tiberbrücken in Rom	264
Tiere in der Großstadt	265
Trauerkleidung	269
Traumurlaub	273
///	
Unterwäsche	278
///	
Vegetarier	280
Verhütungsmittel	283
Verkehrsregeln	286
Voodoo-Puppe	288
///	
Waffenbesitz	290
Wagenlenker – Die Top Ten	294
Wellness	297
Wildpinkeln	303
///	
Zebrastreifen	307
Zocker	309
///	
Anhang	312
Literaturhinweise	315
Abkürzungen von Autoren und Corpora	333

## Einleitung

Hatten die Römer schon Kaugummi? Legten sie sich zum Bräunen in die Sonne? Herrschte auf den Straßen Roms Rechts- oder Linksverkehr? Gingen die Leute auf die Straße und demonstrierten, wenn ihnen etwas nicht passte? Stimmt es, dass Kaiser Marc Aurel drogensüchtig war? – Auf solche Fragen geben die Standardlexika zur römischen Antike keine oder allenfalls sehr schmallippige Antworten. Das kann mit einer schlechten Quellensituation zu erklären sein oder auch mit der Tatsache, dass manche kulturgeschichtlichen Splitter nebensächlich erscheinen, nicht selten aber auch mit dem Fragehorizont der Wissenschaftler: Schulangst, Intimirasur und Extremsport liegen ziemlich weit außerhalb ihres Erkenntnisinteresses.

Das verhält sich dort ganz anders, wo römische Kulturgeschichte wohl am intensivsten behandelt wird: im schulischen Lateinunterricht. Er beschäftigt sich ja nicht nur mit lateinischen Texten, sondern auch mit der Zivilisation der Römer. Das steht so in den Lehrplänen, und das wird auch von seinen „Abnehmern“ sehr geschätzt: Nicht wenige Schülerinnen und Schüler finden die teils exotisch, teil überraschend modern anmutende Welt der alten Römer spannender und interessanter als deren Sprache. Oder sagen wir: *noch* spannender und *noch* interessanter.

Und sie fragen, wenn man sie fragen lässt. Und hören gespannt zu, wenn ihre Lehrerin oder ihr Lehrer ihnen Auskunft gibt und sie dabei auch schon einmal mit unglaublichen Details überrascht: Waaas? Die Römer hatten keine Trennwände bei den Toiletten? Iiiiiih! – Gleichzeitig sind das, wie man im Jargon der Fachdidaktik sagt, Alteritätserfahrungen, die die Motivation beflügeln und ein Mehr-Wissen-Wollen im Gefolge haben. Das große Interesse daran, wie die Römer gelebt, wie sie ihren Alltag organisiert haben oder wie sie mit ihren Kriminellen umgegangen sind, spiegelt sich in dem Satz einer zehnjährigen Schülerin. In einer anonymen Evaluation nach drei Monaten Lateinunterricht beant-

wortete sie die Frage: „Was gefällt dir am Lateinunterricht am besten?“ so: „Am schönsten ist es, wenn Herr Weeber von römischen Klos erzählt.“

Diesen Satz hat der Autor dem Verlag als Titel für dieses Buch vorgeschlagen. Aber der Verlag mochte ihn nicht – warum nicht, war schwer herauszukriegen. Der Kompromiss bestand darin, dass der Autor diese Indiskretion im Vorwort ausplaudern dürfe. Was er hiermit getan hat, nicht ohne den Hinweis, dass manchmal eben auch das „Erzählen“ gut ankommt – bei Schülern mehr als bei Pädagogik-Professoren.

Auf manche Fragen und Anregungen gibt es allerdings nichts zu erzählen, weil man es selbst nicht weiß und die Antwort sich eben auch nicht auf die Schnelle finden lässt. Das vorliegende Buch ist in Teilen eine Sammlung solcher Fragen. Aber auch der Lehrer hat seine Hausaufgaben zu machen; hier legt er sie vor in der Hoffnung, ein bisschen Neugier zur römischen Kulturgeschichte befriedigen zu können und nach Möglichkeit weitere zu wecken.

Die Auswahl der behandelten Gegenstände ist subjektiv; sie ergab sich auf weite Strecken aus eben jenen Anfragen Antike-Interessierter aus Schule, Universität und Bekanntenkreis. Von einer Vollständigkeit dessen, was es „Neues von den alten Römern“ gibt, ist sie weit entfernt. Künftige Bemühungen, weitere Lücken zu schließen, sind nicht ausgeschlossen. Schwerpunkte dieser Darstellung bilden die Themen Hygiene, Kriminalität/Gerichtswesen, Showbusiness, Jugend und die Großstadt Rom, der zeitliche Schwerpunkt liegt entsprechend der vergleichsweise guten Quellensituation auf dem 1. und 2. Jh. n. Chr. Doppungen zu den beiden Rom-Lexika über den „Alltag in der Stadt“ und den „Alltag auf dem Land“ wurden weitgehend vermieden. Der Titel verspricht „Neues“ und nicht wieder Aufgewärmtes. Solche Versprechen sollte man halten.

So, und jetzt fängt Herr Weeber an zu erzählen.

## Aftershave

Die Geburtsstunde des Aftershaves schlug in Rom frühestens im Jahre 300 v. Chr. Damals sollen erstmals Bartscherer aus Sizilien nach Italien gekommen sein; die alten Römer trugen lange Bärte und lange Haare (Varro r.r. II 11, 10). Danach nahm das neue Gewerbe des *tonsor* („Barbier“, „Friseur“) einen raschen Aufschwung. Es bot im Wesentlichen drei Dienstleistungen an: das Schneiden des Haars, das Stutzen oder Abrasieren des Bartes und das Schneiden der Fingernägel. Friseursalons (*tonstrinae*) gab es überall in der Stadt; sie waren gut besucht, weil kaum jemand sich selbst rasierte. Arme Römer, die sich den Barbier nicht oft leisten konnten, ließen den Bart einfach eine Zeit lang wachsen (Mart. VII 95, 11). Wer dagegen auf sich hielt und Geld und Zeit hatte, ging mit seinem (Privat-)Friseur gewissermaßen jedes einzelne Haar durch und regte sich schrecklich auf, wenn irgendeine Locke nicht richtig saß (so mit einiger Übertreibung Seneca brev. vit. 12).

Die Barbierstuben waren Umschlagplätze für Klatsch und Neuigkeiten; Friseure galten als Inbegriff der Geschwätzigkeit (Plut. garr. 13; Hor.



sat. I 7, 2). Der *tonsor* arbeitete mit Schere und Messer, manche Kunden ließen sich einzelne Haare mit der Pinzette ausrupfen. Auch Depilationscremes wurden auf Wunsch aufgetragen. Das Enthaarungsmittel etwa aus Angst vor dem Schneiden, fragt Martial und unterstellt diesen „Weicheiern“ Feigheit vor dem Messer. Sie lassen sich, ätzt er, Gesicht und Schädel so behandeln „wie Frauen gewöhnlich ihre Scham“ (III 74; → Intimirasur). Andererseits räumt derselbe Martial an anderer Stelle ein, dass das Messer des Barbiers durchaus zu den *arma* zu zählen sei, den „Waffen“ (XIV 36). Tatsächlich waren gelegentlich sogar Todesfälle zu beklagen; ein kurioser Rechtsfall dreht sich um die Frage, wen die Schuld dafür treffe, dass einen Friseur beim *open-air*-Rasieren ein Ball so unglücklich an der Hand traf, dass er die Kehle seines Kunden durchschnitt (Dig. IX 2, 11).

Angesichts der nicht immer besonders scharfen Klingen der Schermesser römischer Barbieri und der Praxis des Haarausrupfens konnte die Haut nach der Behandlung gut eine Einreibung mit *unguenta*, parfümierten Salben, vertragen. Es gibt zwar keine ausdrücklichen Belege für diese Praxis, doch ist sicher anzunehmen, dass bei der z.T. intensiven Behandlung des Haupthaars mit Salben, Ölen, Pomaden und Anti-Kahlheitsmitteln (Plin. NH XXIV 10) auch für die Wangen und das Kinn adstringierend und hautberuhigend wirkendes, wohlriechendes Rasierwasser „abfiel“.

Und das erst recht, wenn man an einen gefährlichen Stümper wie Antiochus geraten war und die Haut nach der Rasur kleinere Wunden oder sogar tiefere Schnitte auswies – in Martials satirischer Überzeichnung „Narben, wie sie sich sonst nur auf eines alten Boxers Stirn finden“ (XI 84, 14). Für solche Fälle gab es ein sehr wirksames, linderndes Aftershave: „In Öl und Essig getränkte Spinnweben“ (Plin. NH XXIX 113). Von dieser Substanz musste ein „Unglücksbarbier“ wie Antiochus raue Mengen im Vorrat haben – zusätzlich zu den sonst üblichen Salben auf Olivenöl-Basis, die der strapazierten Haut nach dem Besuch beim *tonsor* zur Regeneration verhalfen.

## Altersarmut

„Worin besteht eigentlich der Reiz eines aufgeschichteten Geldhaufens?“ (*quid habet pulchri constructus acervus*) fragt der Satiriker Horaz provokant, um die ungezügelte Gier der Menschen nach materiellen Reichtümern zu tadeln (sat. I 1, 44). Zielscheibe seiner Kritik ist das Rafffen von Geld und Vermögen um seiner selbst willen – sicher ein Thema, das seine Aktualität nach 2000 Jahren nicht verloren hat. Als Typus des uneinsichtigen Geizkragens, der seinen Reichtum nicht nutzt, sondern allein daran Gefallen findet, modern gesprochen, seine Konto-, Depot- und Grundbuchauszüge anzusehen, führt Horaz einen legendären Alten aus Athen an. Der gibt auf das Getuschel der Leute über seinen notorischen Geiz nichts. Sondern: „Ich klatsche mir daheim selbst Beifall, sobald ich die Goldstücke in der Truhe anschau“ (V. 66f.).

Dieser autonom sich dünkende Greis war von Altersarmut offenkundig nicht betroffen. Aber es gab natürlich genügend andere, die eben die von Horaz kritisierte Sparmentalität an den Tag legten, „um sich im Alter in eine gesicherte Muße zurückziehen zu können“ (V. 31) – und die es dann mit der Vorsorge gelegentlich so übertrieben, dass sie kaum noch an anderes dachten. Angesichts der im Alter drohenden Ermattung und nachlassenden Leistungsfähigkeit war es ja nicht verkehrt, sich rechtzeitig einen „Vorrat“ oder „Haufen“ anzulegen, von dem man zehren konnte, wenn man sich zur Ruhe setzte oder setzen musste (vgl. auch Hor. ars p. 169ff.). Dieses Sich-zur-Ruhe-Setzen war eine freiwillige oder eine vom Alter erzwungene Entscheidung. In einer Gesellschaft, die keine Sozial- und Rentenversicherung und keine Pensionsgrenze, keine staatlichen Wohlfahrtsprogramme und keine Absicherung gegen das Krankheits- und Arbeitsunfähigkeitsrisiko kannte, war private Vorsorge die einzige einigermaßen sichere Möglichkeit, sich vor Verarmung in fortgeschrittenem Alter zu schützen. Das Problem betraf nicht so viele Menschen wie heutzutage – die Zahl der über 60-Jährigen wird für die junge Gesellschaft Roms auf 10–15% geschätzt –, aber es war ein Problem.

Und es wurde erstaunlicherweise auch als solches empfunden. „Erstaunlicherweise“ deshalb, weil die allermeisten Autoren, die sich einschlägig dazu äußern, nicht persönlich betroffen waren. Sie gehörten zu den *happy few*, die über Grundbesitz und andere Vermögenswerte verfügten, mit denen sie schon lange vor Eintritt des Alters – im Grunde ihr gesamtes Leben lang – als Rentiers leben konnten. Gleichwohl war die Altersarmut auch in diesen aristokratischen Kreisen ein Thema.

So räumt selbst der Alte Cato, den Cicero in seiner Schrift *de senectute* für die eher angenehmen Seiten des Alters eintreten lässt, ein, dass *opes* und *copiae*, „materielle Mittel und Möglichkeiten“, schon hilfreich seien, das Greisenalter zu ertragen (Cic. sen. 8) – immerhin jener Cato, der sich seinerseits ziemlich skrupellos von alten Sklaven wie von „anderem überflüssigen Zeug“ trennte und sehr wohl wusste, in welches Unglück er einen so „abgestoßenen“ Sklaven stürzen werde (r.r. 2, 7). An anderer Stelle bezeichnet Cato/Cicero *paupertas* und *senectus*, „Armut und Greisenalter“, als „die beiden Lasten, die nach allgemeiner Einschätzung als die größten gelten“ (Cic. sen. 14). Dabei ist unter *paupertas* noch keineswegs die bitterböse Armut zu verstehen, die mit Hunger und Perspektivlosigkeit einhergeht, sondern materielle Verhältnisse, bei denen man zwar nicht aus dem Vollen schöpfen kann, aber noch mehr als genügend besitzt, um satt zu werden und ein Dach über dem Kopf zu haben.

Am klarsten spricht der im 2. Jh. n. Chr. lebende griechische Philosoph Iuncus aus, was die schlimme Kombination aus Alter plus Armut anrichten kann: „Wenn aber einen gealterten Mann auch noch Armut treffen sollte, dann dürfte er selbst wünschen, endgültig aus dem Leben scheiden zu dürfen“, zumal der Alte auch aus der Sicht seiner Mitbürger einen „schmerzlichen, armseligen und allzu lange dauernden Anblick darbietet, anders ausgedrückt: eine wahre Ilias von Übeln“ (Stob. Flor. 50, 2, 85). Selbst Diogenes, der „Tonnenphilosoph“ und Prophet der Bedürfnislosigkeit, stellt fest, dass der *géron áporos*, der „mittel-

## Stimmt es, dass ...

**... die freien Bürger Roms dank „Brot und Spielen“  
nicht arbeiten mussten?**

Nein. Es gab in der Stadt Rom 200.000–250.000 Empfänger kostenlosen Getreides. Anspruchsberechtigt waren nur Männer. Der Nährwert lag bei ca. 3.500 Kalorien am Tag. Das reichte schon für einen einzigen körperlich schwer arbeitenden Menschen, z.B. einen Lastenträger und einen Bauarbeiter, in einer weitgehend auf Muskelkraft basierenden Gesellschaft nicht aus; erst recht nicht, um eine ganze Familie zu ernähren, von weiteren Lebenshaltungskosten für Miete, Kleidung usw. ganz zu schweigen. Weder die Geld- noch die Naturalgeschenke, die die Kaiser ab und zu verteilen ließen, summierten sich auch nur annähernd zu einem notwendigen Mindesteinkommen. Ohne eigene Erwerbsarbeit wären viele Menschen schlicht verhungert.

Der Eintritt zu den Spielen war kostenlos, aber die Sitzplatzkapazität besonders in den Theatern, in denen der Großteil der *spectacula* („Schauspiele“) stattfand (*ludi scaenici*, „Bühnenaufführungen“), war beschränkt. Aus reinen Kapazitätsgründen kam der Einzelne vielleicht zehnmal, höchstens 15-mal im Jahr in den Genuss von *circenses*. Das waren für ihn Tage ohne Gelderwerb; bezahlten Urlaub kannte die Antike bis auf wenige Ausnahmen nicht.

Beide Stichwörter – „Brot“ und „Spiele“ – verbinden sich also mit erheblichen Einschränkungen und lassen, schaut man einmal genau hin, den schönen Traum vom „anstrengungslosen Wohlstand“ und „Freizeitparadies Rom“ schnell platzen. Tatsächlich hat das berühmte Wort, das römische Volk „wünsche ängstlich nur noch *panem et circenses*“, kein nüchtern analysierender Historiker geprägt, sondern der Satiriker Juvenal (X 80f.). Und Satire bildet bekanntlich ebenso wenig wie heute das Kabarett die Wirklichkeit eins zu eins ab. Außerdem formuliert Juvenal, das römische Volk „wünsche“ diese beiden Dinge. Wünschen kann man sich vieles – vor allem das, was man nicht hat.

lose Greis“, das schlimmste Bild abgebe, das sich überhaupt denken lasse (Diog. Laert. VI 51). Allerdings beschreibt das Adjektiv *áporos* alle möglichen Formen der Bedürftigkeit, Ohnmacht und Unmöglichkeit – die materielle, aber auch die physische und die psychische, bei der sich Hoffnungslosigkeit mit dem Gedanken an Alterssuizid verbindet.

In den „besseren“ Kreisen dürfte Altersarmut kaum eine Rolle gespielt haben, weil man dort zeitlebens über Ressourcen verfügte, die einen materiell unabhängig machten. Anders dagegen beim Gros der Menschen. Wer auf Erwerbsarbeit angewiesen war, musste sich, falls er den eingangs erwähnten „Haufen“ nicht aufgetürmt hatte, Gedanken machen, wie er sich im Alter finanzieren wollte. Freilich hatten die allermeisten Menschen überhaupt keine Chance, Rücklagen für ihr Alter zu bilden, weil sie stets an der Grenze des Existenzminimums lebten. Ganz konkret bedeutete das für den Normalbürger: Er arbeitete so lange für seinen und seiner Familie Lebensunterhalt, wie es ging. Ein Rentnerdasein war für ihn nicht vorgesehen.

Das betraf auch die Witwen, die eine recht große Gruppe unter den Frauen bildeten – schätzungsweise 20% und mehr. Wie sollte es nach dem Tod des Ernährers weitergehen? Der strukturelle Altersunterschied zwischen den Eheleuten – Männer heirateten im Schnitt ein Jahrzehnt später als Frauen – verschärfte dieses Problem. Für viele Frauen, die nicht auf das Familienvermögen einer wohlhabenden *gens* zurückgreifen konnten, hieß das: Sie setzten ihre Erwerbsarbeit fort oder nahmen erstmals eine auf – etwa als Verkäuferin, Friseurin oder Wirtin. Eine Wiederheirat im Sinne einer Versorgungsehe war in vorgerücktem Alter eher unwahrscheinlich.

Die Alternative dazu war, dass Witwen und allgemein alte Leute, die nicht mehr arbeitsfähig waren, im Haushalt eines Kindes unterkamen. Dass dies ein häufig praktiziertes „Modell“ war, zeigt sich u. a. an den Klagen, die sich auf Grabsteinen früh verstorbener Kinder finden. Da betrauern die Eltern nicht nur den Tod des Kindes, sondern geben auch ihren Ängsten bezüglich einer *senectus deserta*, eines „verlassenen